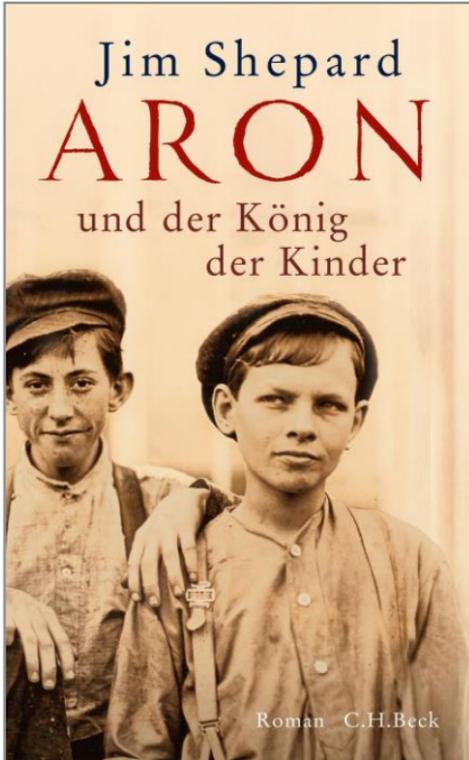


Unverkäufliche Leseprobe



**Jim Shepard
Aron und der König der Kinder**

270 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68959-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16029884>

MEINE ELTERN NANNTEN MICH ARON, aber mein Vater sagte, sie hätten mich besser Was-hast-du-angestellt genannt, und mein Onkel erzählte jedem, ich hätte eher Was-hast-du-dir-bloß-gedacht heißen sollen. Ich machte Arzneiflaschen kaputt, indem ich sie aneinanderknallte, und ich ließ die Tiere der Nachbarn aus den Pferchen. Meine Mutter sagte, mein Vater solle einen so kleinen Jungen nicht schlagen, doch mein Vater erklärte, bei mir bleibe es nie bei nur einem Missgeschick, und mein Onkel sagte zu ihr, meine Art Verrücktheit sei wie Diebstahl am Rest der Familie.

Als ich mich bei meiner Mutter beschwerte, rief sie mir ins Bewusstsein, dass ich daran selbst schuld sei und dass man sich in unserer Familie bei Zahnweh auf die andere Backe schlage. Mein älterer Bruder sagte immer, dass wir alle ohne Wiege unterm Hintern und ohne Kissen unterm Kopf hätten auskommen müssen. Er solle sich ruhig weiter beklagen, schlug meine Mutter vor. Vielleicht könne sie ja mit seinen Klagen Feuer im Ofen machen.

Mein Onkel war der Bruder meiner Mutter, und er nannte mich als erster Sch'maja, weil ich lauter Dinge tat, die ihn dazu brachten, den Finger warnend an die Nase zu legen und zu sagen: «Gott hat es gehört.»

Wir lebten mit einer anderen Familie in einem Haus in Panevėžys an der litauischen Grenze. Wir bewohnten das vordere Zimmer, das ein Fenster mit Fenstergesims hatte und einen großen Ofen mit einer Zinnplatte darauf. Unser Vater war immer fort, auf der Suche nach Geld. Eine Zeitlang verkaufte er Felle. Unsere Mutter wünschte sich eine andere Arbeit für ihn, doch er sagte immer, Papst und Bauer hätten jeweils ihr eigenes Tagewerk. Meine Mutter putzte bei anderen Leuten, und wenn sie morgens aus dem Haus war, machten die Nachbarn mit uns, was sie wollten. Sie stahlen uns das Essen und warfen unsere Sachen auf die Straße. Wenn meine Mutter dann müde nach Hause kam, musste sie sich mit ihnen darüber streiten, wie sie uns behandelt hatten. Ich versteckte mich solange immer hinter dem Müllhaufen im Hof. Wenn meine älteren Brüder nach Hause kamen, stimmten sie in das Geschrei ein. Hinterher fragten sie: «Wo ist denn Sch'maja?» Ich saß dann immer noch hinter dem Müllhaufen, und bei starkem Wind flog mir Sand in die Augen.

Sch'maja kümmere sich nur um sich selbst, sagte mein Onkel immer, aber so hatte ich nie sein wollen. Ich lief herum und hielt mir selbst Standpauken. Ich listete auf, wie ich mich bessern könnte. Die Jahre vergingen wie ein einziger, unglücklicher Tag.

Meine Mutter versuchte mir das Alphabet beizubringen, aber ohne Erfolg. Sie hatte einen großen

Papierbogen voller Bilder an einem Brett befestigt und deutete auf einen Vogel oder ein Männchen oder eine Handtasche und dann auf den passenden Buchstaben. Einen ganzen Tag lang mühte ich mich mit dem Halbkreis und dem Strich des Buchstabens Aleph ab. Aber es war, als sei ich in der Wildnis aufgewachsen: Ich wusste nicht, wie die Gegenstände hießen. Die Lehrer sprachen mit mir, und ich starrte sie nur an. Aleph, Beth, Gimel, Daleth, He, Waw, Zajin. In meinem letzten Cheder-Zeugnis vor unserem Umzug hatte ich ein Ungenügend in Betragen, ein Ungenügend in Religion, ein Ungenügend in Rechnen und sogar eines in Werken. Mein Vater sagte, noch nie in seinem Leben habe er ein so erbärmliches Zeugnis gesehen. Alle wurden aufgefordert, herauszufinden, wie ich damit durchgekommen war. Meine Mutter sagte, in ein paar Fächern würde ich vielleicht besser, doch er meinte, auch wenn Gott mir ein zweites oder ein drittes Leben schenkte, verstünde ich immer noch nichts. Ein charakterstarker Mensch könne seinen Lebensweg korrigieren und wieder von vorn anfangen, doch ein Feigling oder Schwächling sei dazu nicht imstande. Ich fragte mich ständig, ob die anderen mit dem Lernen auch solche Schwierigkeiten hatten. Mich beunruhigte der Gedanke, was aus mir werden würde, wenn ich zu gar nichts imstande wäre. Es war schrecklich, der Mensch sein zu müssen, der ich war.

An Regentagen baute ich Dämme auf der Straße und leitete das Regenwasser um. Ich fand Bretter, die ich mit Stöcken durch die Pfützen schubste. Meine Mutter zerrte mich aus dem Unwetter und sagte, ich hätte mit meinen Träumen von Fisch und Pfannkuchen dagesessen, als sie mich fand. Während sie mich ins Bett neben dem Ofen steckte, erklärte sie, dass ich nie eine Krankheit ausgelassen hätte, weder Windpocken noch Masern noch Scharlach oder Keuchhusten. Deshalb sei ich auch mein Leben lang zu neunundneunzig Prozent tot gewesen.

Nachts lag ich da und wartete auf den Schlaf, so wie der Hund unserer Nachbarn auf vorbeifahrende Fuhrwerke. Wenn meine Mutter hörte, dass ich noch wach war, kam sie immer an mein Bett, egal wie müde sie war. Sie wollte mir beim Einschlafen helfen und erklärte, ich müsse die Augen fest zumachen, dann würden Lichter und Planeten vorbeigleiten, auch wenn ich sie nie so schnell zählen könnte. Ihr Großvater habe ihr erzählt, dass Gott diese Lichter und Planeten mit dem kleinen Finger bewege. Ich sagte ihr, es tue mir leid, dass ich so sei, und sie sagte, über die Schule mache sie sich keine Sorgen, wichtig sei ihr nur, wie ich zu meiner Familie und den Nachbarn sei. Allzu oft funktioniere meine Zunge, doch nicht mein Kopf, oder mein Kopf funktioniere, aber nicht mein Herz.

Als mein jüngerer Bruder geboren wurde, sagte ich zu ihr, er solle in den Hühnerstall geschmissen werden. In dem Jahr, mit vier, war ich dauernd niedergeschlagen, weil sich die Impfeinstichstelle an meinem Arm entzündet hatte. Laut meiner Mutter spielte ich immer allein, selbst wenn ringsum andere Kinder waren. Zwei Jahre vergingen, in denen ich nicht das Geringste lernte. Ich konnte nicht schwimmen und nicht Fahrrad fahren. Ich hatte keine Großeltern, keine Tanten, keine Paten. Als ich wissen wollte, warum, sagte mein Vater, weil die Schmarotzer der Gesellschaft gut äßen, während die Wackeren nur schmutziges Wasser bekämen. Meine Mutter sagte, es sei wegen all der Krankheiten. Ich ging in den Cheder, bis mein Vater von einer seiner Reisen zurückkam und zu meiner Mutter sagte, wir hätten das Jahr 1936, und es sei Zeit, dass ich modernen Unterricht bekäme. Ich war froh über den Wechsel, weil unser Cheder-Lehrer immer Essensreste im Bart hatte und uns mit dem Rohrstock auf die Finger schlug, wenn wir falsch antworteten, und weil sein Haus wie ein Hundezwinger roch. Ich kam also auf eine staatliche Schule, wo es viel sauberer war. Mein Vater war beeindruckt, dass der Lehrer sich europäisch kleidete, mir das Lesen beibrachte und ich danach alleine lernen konnte. Weil mir langweilig war und ich niemanden kannte, begann ich mich für Bücher zu begeistern.

In dieser Schule fand ich meinen ersten Freund. Er hieß Judl und ich mochte ihn. Genau wie ich hatte er keine Zukunft. Immer musste er mit laufender Nase schnell irgendwohin. Wir bauten Flöße, die wir im Fluss schwimmen ließen, und wir übten Weitspucken. Auch er nannte mich Sch'maja, und ich nannte ihn Fischer. Er war zwar nicht gut erzogen, aber klug genug, dass ihm der Lehrer nicht auf die Schliche kam. Eines Morgens spielten wir, bevor die anderen da waren, im Klassenzimmer so heftig Stöckchen-Schlagen, dass ein paar Scheiben kaputtgingen. Den Jungen, die schöne Schulranzen hatten und nie barfuß gingen, jagte das Angst ein. Wegen Judl bekam ich ständig Ärger zu Hause. An einem Sabbat wurde ich verprügelt, weil ich die Familienschere auseinandergenommen hatte, damit daraus zwei kleine Degen wurden, einer für ihn und einer für mich. Seine Mutter brachte ihm nur traurige Lieder bei – in einem ging es um den König von Sibirien –, aber wegen ihrer Zähne wurde sie dann krank und starb. Als sie tot war, wollte er mich gleich sehen, aber ich versteckte mich vor ihm. Am nächsten Tag erzählte er mir, zwei alte Männer hätten sie auf einem Brett aus dem Haus getragen und dann habe sein Vater ihn weggebracht.

In jenem Sommer bekam mein Vater eine Karte von seinem Cousin aus Warschau. Er schrieb, in seiner Fabrik gebe es Arbeit. Die Fabrik stellte Stoffe aus

Baumwollfäden her. Mein Vater fuhr per Anhalter auf einem Lastwagen voller Gänse in die Stadt und ließ uns nachkommen. Wir zogen in die Zamenhofstraße 21, Wohnung Nr. 6 – meine Mutter ließ uns die Adresse auswendig lernen, damit wir zurückfanden, wenn wir uns verirrtten – und mein kleiner Bruder, der lungenkrank war, saß den ganzen Tag am hinteren Fenster mit Blick auf die Mülltonnen. Wir fanden beide, dass der Schneiderladen auf der anderen Seite des Platzes das Beste an unserem Umzug war. Der Schneider nähte Uniformen für die Armee und vor seinem Fenster standen drei Reihen handgroßer Schaufensterpuppen in Miniaturuniformen. Die winzigen Ordensbänder und Ehrenmedaillen gefielen uns besonders gut.

Da es Sommer war, sollte ich in der Fabrik arbeiten, die so weit weg war, dass wir die Straßenbahn nehmen mussten. Ich wurde mit vier anderen Jungen in ein kleines Zimmer ohne Fenster gesperrt, wo wir die Stoffe fertig machten. Der Stoff musste aufgeschabt werden, bis die Fasern wie die von Winterstrümpfen aussahen. Für jeden Ballen brauchte man viele Stunden, und klein wie ich war, musste ich die Schneide mit dem Oberkörper hinunterdrücken, um fest genug schaben zu können. An heißen Tagen rann der Schweiß an mir herab wie Regen von einem Dach. Die anderen Jungen sagten Sachen wie: «Was für einen feinen Jüngling vom Land wir doch jetzt in

unserer Mitte haben. Der wird sicher mal ein hohes Tier in der Stadt.» Da dachte ich: Bin ich nur hier, damit die anderen Witze über mich machen können? Ich wollte nicht mehr in die Fabrik zurück.

Mein Vater sagte, er werde mich so windelweich prügeln, dass ich nicht mal mehr die Augenbrauen hochziehen könne. Doch während ich wie eine Maus unterm Besen dasaß, hielt meine Mutter ihn zurück: Zu Hause gebe es jede Menge für mich zu tun und außerdem fange die Schule in ein paar Wochen wieder an. Mein Vater erklärte, ich hätte gar keine richtige Tracht Prügel bekommen, und sie sagte zu ihm, es genüge jetzt. Als meine Eltern in dieser Nacht anfangen zu schnarchen, schlich ich mich an ihr Bett, gab meiner Mutter einen Gutenachtkuss und zog meinem Vater die Decke von den Füßen, damit er sich erkältete.

Weil ich nicht schlafen konnte, half ich meiner Mutter schon morgens bei der Hausarbeit, und sie erzählte jedem, was für ein Glück es sei, dass sie einen Sohn habe, dem das frühe Aufstehen nichts ausmache. Ich arbeitete viel und leistete ihr Gesellschaft. Ich leerte ihre Wascheimer aus und holte heiße Brustkompressen für meinen Bruder. Sie wollte wissen, ob das nicht besser sei, als Flaschen kaputt zu machen und sich Ärger einzuhandeln, und ich gab ihr recht. Noch war ich so klein, dass ich in der Hocke auf dem Borstenblock des langstieligen Bohners mitfahren konnte, wenn sie die Böden polierte.

Sie sagte zu meinem Vater, zumindest seien wir Kinder jetzt artiger, doch er erwiderte, wir sähen weder gut genährt noch gutartig aus. Beim Abendessen sagte er im Scherz, sie koche wie ein Waschweib. «Dann geh ins Restaurant», antwortete sie. Später erzählte sie mir, dass sie sich als junges Mädchen nie beklagt habe. Deshalb habe ihre Mutter immer gewusst, welches von ihren Kindern am besten geraten sei, und habe ihre Nähe gesucht. Ich konnte also erst wieder ich selbst sein, wenn das Licht aus war. Morgens tat ich dann so, als wäre alles in Ordnung.

In der neuen Schule saßen wir nicht um einen schmutzigen Tisch, sondern auf richtigen Schulbänken. Ich brauchte mehr Bücher, hatte aber kein Geld, und als ich mir welche von meinen Mitschülern leihen wollte, weigerten sie sich. Mit den Raufbolden schlug ich mich immer erst kurz vor dem Klingelzeichen. Als meine Mutter sich bei meinem Lehrer darüber beschwerte, dass ein Klassenkamerad mich dreckiger Jude genannt hatte, sagte mein Lehrer: «Aber das stimmt doch, oder?» Von da an musste ich einmal in der Woche baden. Ich ging auf diese Schule, bis ein anderer Lehrer einem Mädchen das Ohr so verdrehte, dass es riss. Daraufhin sorgte meine Mutter dafür, dass ich wieder in einen Cheder kam. Er war zwei Straßenbahnhaltestellen entfernt und Polnisch war Schulfach. Aber wie ein Hund, der sich vor dem

Stock fürchtet, scheute ich mich, den Anweisungen zu folgen. Mein neuer Lehrer fragte meine Mutter, was man mit einem Kind anfangen solle, das voller Antworten war. Ein alter Fuchs sei dieses Kind; erst acht aber fast wie achtzig. Als meine Mutter meinem Vater davon erzählte, bekam ich wieder eine Tracht Prügel. An dem Abend setzte sie sich an mein Bett und wollte eine Erklärung von mir. Erst wusste ich nicht, was ich sagen sollte, aber dann erzählte ich ihr, ich hätte herausgefunden, dass die meisten Leute mich nicht verstünden und die wenigen anderen mir nicht helfen wollten.

Meine beiden älteren Brüder fanden Arbeit außerhalb der Stadt. Sie mussten Ziegen zum Schlachthof treiben und kamen erst zurück, wenn es schon dunkel war. Wie mein Vater fanden sie, meine Mutter solle zu Hause bleiben, weshalb sie mir anvertraute, sie habe vor, ihren Wäschereibetrieb zu vergrößern. Es sei zwar keine Goldgrube, aber eine große Hilfe, besonders vor dem Passahfest und vor Rosch ha-Schana. Von einem Teil der versteckten Ersparnisse habe sie Seife und Bleichmittel gekauft, und immer, wenn mein Vater an dem Versteck vorbeikomme, werde ein Teil ihres Schädels zu einem Eisklotz und sie spüre jedes einzelne Kopfhair. Ich sagte, das mit dem Geld sei doch nicht so schlimm. Da war sie so froh, dass sie ankündigte, an meinem neunten Geburtstag würde ich ihr Geschäftspartner. Darüber freute ich mich,

weil ich nämlich nach Palästina oder nach Afrika durchbrennen wollte, sobald ich genug Geld hatte.

In der Woche vor Passah setzten wir riesige Kessel mit Wasser auf und stopften all die Bettwäsche und Kleidungsstücke, die wir von ihren Kunden eingesammelt hatten, in zwei Zuber mit Metallrand. Meine Mutter nahm ein Stück gelbe Seife und rieb die Wäsche damit ein. Dann spülten wir sie aus, drehten sie durch die Mangel und schleppten sie korbweise auf den Dachboden, wo unter den Dachsparren überall Wäscheleinen aufgespannt waren. Da wir, um Durchzug zu erzeugen, alle Fenster aufgemacht hatten, konnte meine Mutter in dieser Nacht nicht einschlafen. Im Flüsterton erzählte sie mir von den Banden, die darauf spezialisiert waren, über die Dächer einzusteigen und die Wäsche zu stehlen. Damit sie in Ruhe schlafen konnte, verbrachte ich die Nacht oben auf dem Dachboden.

«Siehst du, du denkst gar nicht nur an dich», sagte sie leise, als sie mich am nächsten Morgen wecken kam. Sie drückte den Mund auf meine Stirn und legte die Hand an meine Wange. Wenn sie mich so berührte, war es, als sei der Mensch, den alle hassten, davongeflogen. Solange er fort war, ließ ich mir nicht anmerken, dass ich schon wach war.

Ich musste mit niemandem spielen. Stattdessen ging ich, wenn die Schule aus war, nach Hause und half

meiner Mutter. Während mein kleiner Bruder seinen Mittagsschlaf hielt, erzählten wir uns, was wir den ganzen Tag lang gemacht hatten. Ich erzählte ihr von dem Soldaten auf dem Pferd an der Straßenbahnhaltestelle Gęsiastraße, der mir ein paar Münzen aus seiner Satteltasche gereicht hatte. Sie wollte wissen, ob ich mich bei ihm bedankt hätte. Natürlich hatte ich ihm nicht gedankt. Sie fand sein Verhalten ebenfalls merkwürdig und fragte sich, ob er dabei vielleicht an seinen eigenen kleinen Jungen gedacht hatte. Wir hörten uns an, wie die Nachbarn im Flur stritten, und meine Mutter sagte, der Vater sei den ganzen Tag in der Synagoge, um sich einen Platz im Jenseits zu sichern, während die Mutter sich abschinde, damit die Familie genug zu essen habe. Diese Mutter habe einmal vierzehn Kinder gehabt, aber nur sechs seien noch am Leben. Ich sagte, vielleicht bekämen sie ja jetzt keine Kinder mehr, und sie bat darum, dass der Mutter zuliebe ein Engel mit sechs Flügeln herabkommen und genau dies verkünden möge.

Ich erwies meiner Mutter alle möglichen Gefälligkeiten, aber sie wollte, dass ich stattdessen Dinge für meinen kleinen Bruder tat. Er hatte Angst vor allem. Sie stellte immer eine brennende Kerze neben sein Bett, damit die Schatten aus den Ecken verschwanden. Sein Fenster hatte nämlich keine Fensterläden, und nachts glaubte er, jemand stehe draußen oder klopfe an die Wand, und weinte sich dann in den

Schlaf. Wenn sie ihn trösten kam, war so viel Angst in seinen Augen, dass ich mich davor fürchtete, ihn anzublicken. Unser Vater schrie, er solle aufhören zu heulen, aber das machte alles noch schlimmer. Er erinnerte meinen Bruder daran, dass alle, die hier wohnten, sich darüber einig seien, dass Eltern sich nicht zurückzuhalten bräuchten – wer die Regeln brach, bekam, was er verdiente. Er regte sich immer mehr auf, bis unsere Mutter ihn schließlich ins Nebenzimmer verfrachtete und besänftigte, während ich bei meinem Bruder bleiben und ihn so gut ich konnte beruhigen musste.

Mein Bruder hatte alle möglichen Arzneien und Tropfen und Inhalierpötte auf seinem Nachttisch stehen. Meine Mutter zeigte uns, wie wir seinen Kopf umfassen und nach vorne kippen mussten, wenn er keine Luft mehr bekam und nach Atem rang. Dass er dauernd drinnen bleiben musste, gefiel ihm überhaupt nicht, und irgendwann lief er weg und hinterließ einen Zettel, auf dem stand, er habe dieses Leben satt. Er blieb zwei Tage lang verschollen, und als er wieder da war, schloss ihn meine Mutter sofort in der Wohnung ein, und er schob seinen Stuhl ans Fenster und schaute hinaus.

Ich verstand ihn nicht, aber mir gefiel, dass er alles so klaglos ertrug. Wenn er eine Leckerei bekam, umschloss er sie mit hohlen Händen und warf nur schnell einen Blick darauf, bevor er sie an uns weiterreichte.

Wenn er nicht gerade Mittagsschlaf machte oder aus dem Fenster starrte, blieb er in der Nähe von meiner Mutter. Wenn er wütend wurde, schrie oder schlug er nicht, sondern redete tagelang mit niemandem. Über sein Verstummen hatte meine Mutter einen Spruch parat, den bereits ihre eigene Mutter auf sie selbst gemünzt hatte: dass all seine Weisheit dann in ihm sterbe. Sie erzählte den Nachbarn, dass er sich als kleines Kind einmal mit ausgestreckten Armen und Beinen auf die Straßenbahnschienen gelegt habe, damit sie nicht fortging. Sie musste ihn nach Hause tragen, und als sie später mit ihm darüber reden wollte, hielt er ihr den Mund zu.

[...]